Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 29 (1987)

Artikel: Der geheimnisvolle Schlossturm

Autor: Ribi, Hilde

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-972003

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vorabdruck aus dem im Calven Verlag erscheinenden Werk «Geschichte und Geschichten um das Schloss Brandis in Maienfeld», I. Folge

Der geheimnisvolle Schlossturm

von Hilde Ribi
Zeichnungen von Verena Zinsli-Bossart

Im Jahre 1910 gab August Julius Waldburger auf Veranlassung der Kurärzte in der Buchdrukkerei von Stephan Jordy in Ragaz sein Buch «Ragaz-Pfäfers» heraus, einen Band, illustriert mit über zweihundert Bilderchen, Stichen, Fotos, Zeichnungen, drei Tafeln und drei Karten. Der Autor, in den Jahren 1905–16 Pfarrer in Ragaz, Pfäfers, Sargans und Mels, war Mitglied der Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz und auch der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Zu seinem Buche wurden ihm die medizinisch-naturwissenschaftlichen Texte fixfertig geliefert; er selbst hatte die topographischen und geschichtlichen Aspekte zu beschreiben und für die Bebilderung des Werkes zu sorgen. Der Ragazer Architekt Dehm übermachte ihm viele an Ort und Stelle gefertigte Zeichnungen. Ihrer eine stellt das Schloss Brandis dar, die verfallenen Teile des Toggenburger-Hauses und der Umfassungsmauer, überwuchert von Strauchwerk, den dohlenumflogenen Turm, noch ohne die uns heute vertraute Bedachung, mächtig massiv, abgeschlossen von einem Zinnenkranz. Der Turm, einschliesslich dieses Zinnenkranzes, war damals 28½ m hoch, gewaltig dick seine Mauern, am südlichen Fusse 2,44 m, am nördlichen 2,5 m messend. Es haben freilich weder Waldburger noch Dehm noch Anton Mooser diese Masse ermittelt. Sie stammen von dem vortrefflichen Zürcher Gelehrten *Johann Rudolf Rahn* (1841 bis 1912), vormals Professor für Kunstgeschichte an der Universität und der Eidgenössisch Technischen Hochschule in Zürich, dem Verfasser u. a. einer fünfbändigen «Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz», deren 167 Holzschnitte er grösstenteils selber gezeichnet und eigenhändig in die Stöcke geschnitten hat. In der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, deren Mitglied denn also auch Pfarrer Waldburger war, hat Professor Rahn ab 1862 bis unmittelbar vor seinem Tode Aberdutzende von Vorträgen gehalten. Er veröffentlichte auch etwa ein Dutzend Neujahrsblätter und war entscheidend mitbeteiligt an der Errichtung des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich. Unermüdlich war er mit seinem Zeichenstift unterwegs, auf Erkundungen auch im Bündnerland, mit seinen Studenten, mit Gesinnungsgenossen. Am 7. Januar 1871 referierte er in der «Antiquarischen» über den Deckenschmuck der Kirche von Zillis und der Sankt Georgskapelle zu Rhäzüns, Objekte, welche als seit Jahrhunderten schon so gut wie verschollen und in Gelehrtenkreisen jedenfalls gänzlich unbekannt waren. Volle 35 Jahre später, am 14. Mai 1897, berichtete er einer gebannten Zuhörerschaft «Über Burganlagen und andere merkwürdige Baulichkeiten in der Bündner Herrschaft Maienfeld und den Vier Dörfern», und Jahre später – dies nur nebenbei bemerkt – dann auch über das Schloss Tarasp, über die Burg Marmels im Oberhalbstein und über die Ausgrabungen im Kloster Disentis.

Professor Rahn wurde wenige Jahre vor der Jahrhundertwende zum ausgezeichneten Kenner des Burgturms zu Maienfeld und bezeichnete ihn unumstösslich als den grössten und stärksten des burgenreichen Landes Graubünden. Im denkwürdigen Jahre 1898 gelang ihm eine sensationelle Entdeckung: 17,3 m über dem westlichen Mauerfuss, in einem hohen, 8 m im Quadrat

messenden Raum mit tiefen Fensternischen nach allen vier Himmelsrichtungen wurde er mit seinen Begleitern spektakulärer Malereien ansichtig. Die Sache liess ihn nicht mehr los. Wieder und wieder kehrte er zurück, jene Fresken zu untersuchen. Seiner Meinung nach hatten an dieser Feste die Römer schon gebaut: *«Das Schloss Maienfeld reicht mit seinem Turm (tiefes Verliess!) in die Tage der römischen Zollstätte zurück –, Ringmauern, Wohnbau – 2 Kapellen und Gesindehaus kamen vor 1400 dazu; sie waren durch Fallbrücken verbunden –.»*

Doch kehren wir zurück zu diesen sensationellen Malereien im Turm und geben wir Rahn abermals das Wort:

«Als im Jahre 1898 etliche Mitglieder der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich und des Historisch-Antiquarischen Vereins von Graubünden eine Maifahrt nach den bündnerischen Schlössern in der ‚Herrschaft' und den ‚Fünf Dörfern' machten, wurde auch das von Maienfeld besucht. Dort im Turme wurden in einer Fensternische des vierten Stockes die Überreste von Wandmalereien wahrgenommen, die sich als Werke des XIV. Jahrhunderts zu erkennen gaben. Das war ein willkommener Fund, denn Bilder aus dieser Zeit gehören zu den seltenen Überbleibseln, die, zumal wo sie in weltlichen Bauten sich finden, eine mehr als örtliche Bedeutung haben. Es verlautete auch, dass diese Schildereien nur Bruchstücke einer Folge seien, die Kenner des Schlosses gesehen hatten; denn nicht lange vorher war das Übrige mit Tapeten überzogen worden.

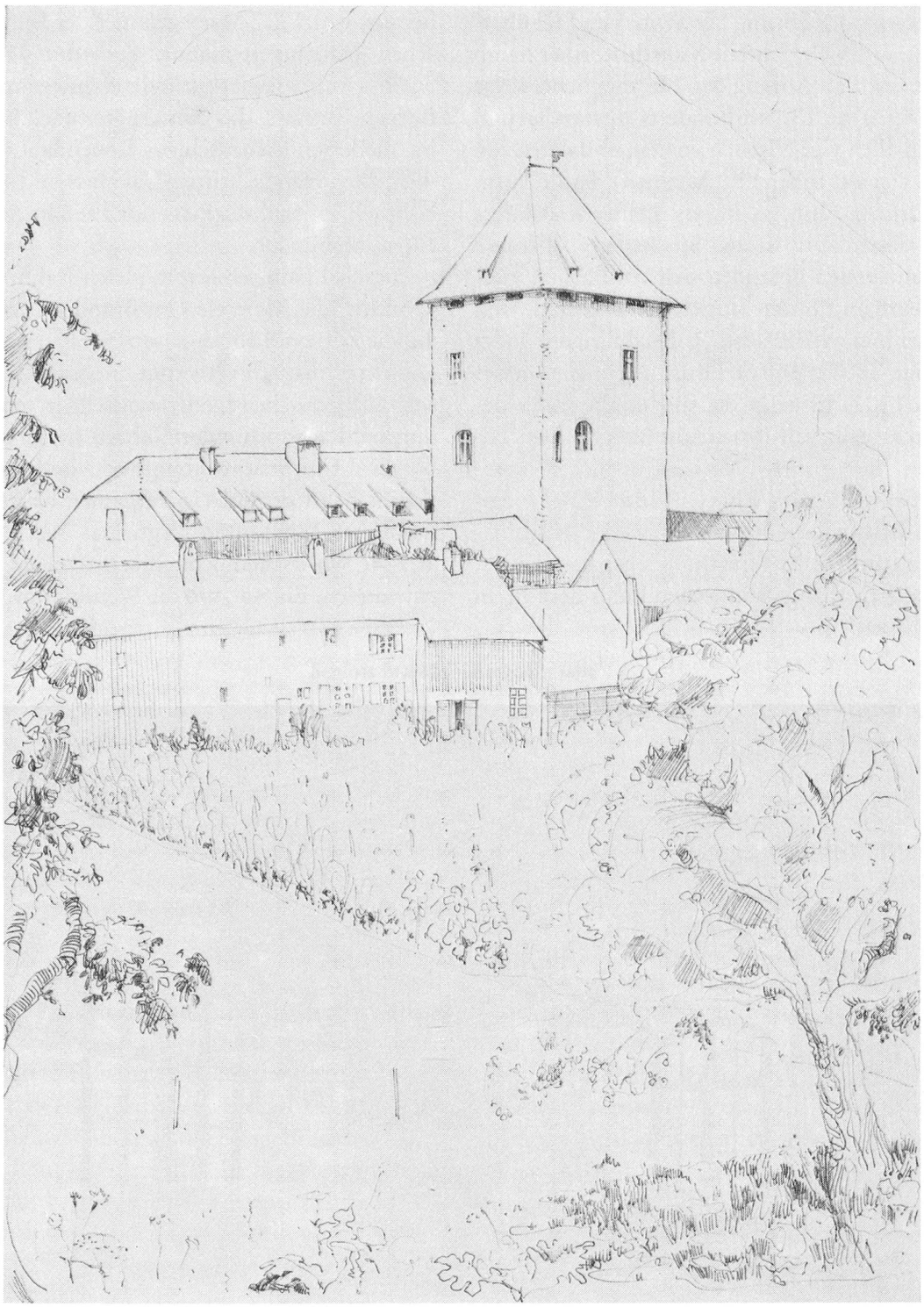
Dem Berichterstatter hat das keine Ruhe mehr gelassen, bis ein Besuch des Schlosses im Herbst 1899 Anlass zu einer genaueren Untersuchung bot. Ihre Ergebnisse, eine Beschreibung des damals Sichtbaren mit Abbildungen, sind im Anzeiger für schweizerische Altertumskunde, Band I. der neuen Folge, erschienen. Es hatte aber mit diesem Ausschnitte sein Bewenden und erst vor kurzem ist der Wunsch in Erfüllung gegangen, dass unter den Auspizien der schweizerischen Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler für Befreiung der bisher noch verdeckten Malereien und ihre Aufnahme gesorgt werden möchte. Das ist nun geschehen, und in reichem Masse hat sich die Mühe gelohnt, denn so viel die Zerstörung des Malgrundes noch übrig gelassen hatte, ist unter der kundigen Leitung des Herrn Dekorationsmalers Christian Schmidt-Erni von der Hülle befreit und in Durchzeichnungen nachgebildet worden.»

Rahn erwähnt dann, die ersten geschichtlich nachweisbaren Besitzer des Schlosses Maienfeld seien die Freiherren von Vaz gewesen. Er bezeichnet sie nicht als die Erbauer, sondern nur als die Besitzer der Feste, erwähnt kurz deren Schicksale unter den Grafen von Toggenburg, den Freiherren von Brandis und den bündnerischen Landvögten, berichtet sodann, die Burg sei 1837 in schon sehr verfallenem Zustande «samt den wenigen dazu gehörigen Gütern an einen Privatmann verkauft worden, der das Dach entfernen und die Fenstersteine und Zwischenböden herausbrechen liess, so dass der Turm als einziger Hohlraum gähnte.» Kaum mehr vorstellbar heutzutage, dieser restlos ausgeräumte Turm! Die Malereien jedoch, in tiefen Fensternischen angebracht, waren der respektlosen Zerstörung nicht anheimgefallen. Rahn fährt dann fort: *«Unter dem jetzigen Besitzer, der auch das von den Toggenburgern erbaute Grafenhaus wieder wohnlich hergerichtet hat, ist 1869 der Ausbau des Turmes vorgenommen worden, wie er heute besteht, bei welchem Anlasse mit grosser Mühe die Thüren im nördlichen und südlichen Mauerfusse ausgebrochen worden sind.»*

Der «jetzige Besitzer», den Johann Rudolf Rahn erwähnt, war die Familie des Landammanns Tanner. Sie war es, welche den ausgeräumten Turm wieder ausstattete und begehbar machte. 1868 wurde das Treppenhaus eingebaut, die Zinne mit einer Plattform versehen und der erste Stock zum Betriebe einer Gaststube eingerichtet.

Der Meister von Waltensburg

Wäre der Maienfelder Schlossturm nicht wieder begehbar gemacht worden, niemals wäre Rahn hinauf zu jenen Malereien gelangt. Mit grösster Behutsamkeit liess er seinerzeit die mit einem zähen Tapetenkleister überklebten Wandgemälde freilegen. Die zum Vorschein gekommenen Malereien erwiesen sich als glashart, in einer

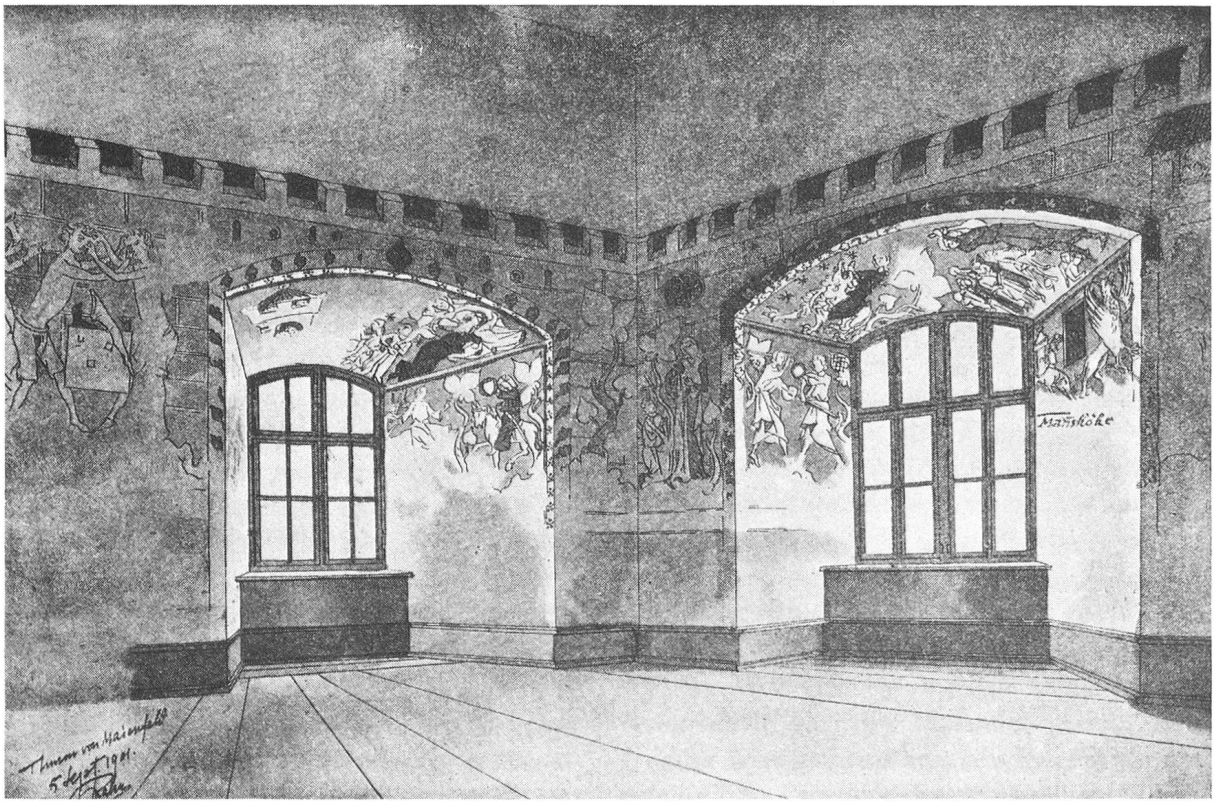


Schloss Brandis – Ansicht von Osten

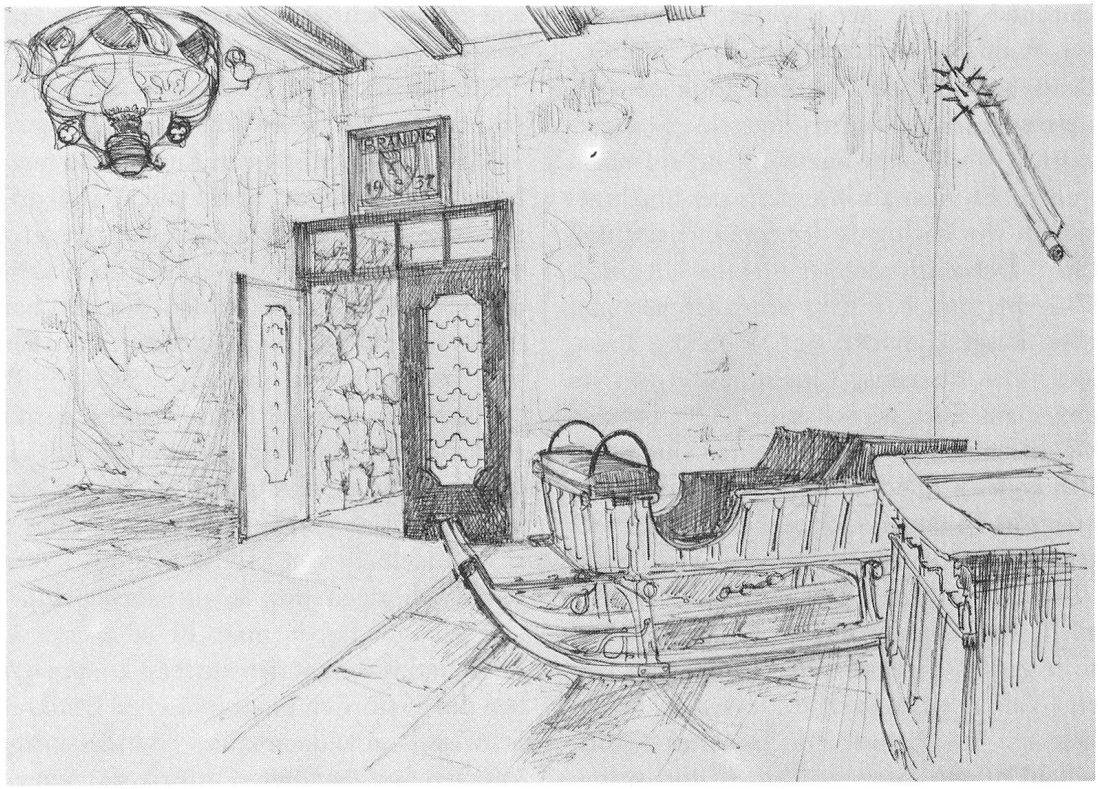
heute verlorengegangenen Technik gemalt, vermutlich «al secco und nachher mit einem Präparate, etwa einer Lösung aus Wachs und Öl überzogen». Der vielerfahrene Kunsthistoriker nahm an, sie seien im Anfang des 14., möglicherweise schon Ende des 13. Jahrhunderts entstanden und zwar in allen vier Nischen von ein und derselben Hand. Der aus rohen Bruchsteinen erbaute Turm hatte früher fünf, zu Rahns Zeiten und heute noch dann aber sechs Stockwerke. Besagte Wandmalereien befanden sich vormals im vierten, heute im fünften Stockwerk. Das Bild, welches wir hier wiedergeben, hat Rahn eigenhändig gefertigt, an Ort und Stelle am 5. September des Jahres 1901. Es zeigt die südöstliche Ecke des Wohngemachs mit den schön überwölbten Nischen.

Erwin Poeschel (1884–1965) hat Rahns Bestandesaufnahmen aus dem Maienfelder Burgturm selbstverständlich genau gekannt. Beauftragt von der Rhätischen Bahn und ihrem damaligen Direktor Gustav Behner, gab er 1929 das «Burgenbuch des Kantons Graubünden» heraus, war 1927 Mitbegründer der Schweizerischen Burgenvereinigung und des 1949 im Schloss Rapperswil gegründeten Internationalen Burgen-Instituts, das dann später nach Brabant, ins niederländische Schloss Rozendaal übersiedelte. Sein Handschriften-Nachlass und seine Bibliothek haben ihren Platz seit 1966 im Staatsarchiv Graubünden.

Poeschel kam seinerzeit, gleich Rahn, zur Erkenntnis, die Malereien im Brandis-Turm seien auf die Zeit um 1300 anzusetzen. Sie seien unverkennbar stilistisch verwandt mit den Bildern der sog. Manessischen Liederhandschrift, jenem seit nun bald schon hundert Jahren in der Heidelberger Universitätsbibliothek aufbewahrten Prachtsband, der auf 426 Pergamentblättern 138 kolorierte Miniaturen birgt. Das Werk ist mit grosser Wahrscheinlichkeit seinerzeit in Zürich entstanden. Einmal, um die Wende vom 16. und



Schloss Maienfeld. Südöstliches Gemach im 5. Stock des Turmes.



Schloss Brandis – Eingangshalle

17. Jahrhundert, wurde es gar nicht eben weit von Maienfeld, in der Feste Forstegg über Sennwald, im st. gallischen Bezirk Werdenberg, aufbewahrt.

Was Rahn niemals erfahren sollte, ward unversehens offenbar im Jahre 1932. Damals wurde im Bündner Oberland, hoch über dem linken Ufer des Vorderrheins, die bescheidene Pfarrkirche von Waltensburg (romanisch: Vuorz) renoviert. Verblüffend wohlerhaltene Wandmalereien wurden dabei freigelegt, welche zur Zeit der Reformation übertüncht worden waren. In zwei übereinander angebrachten Bildstreifen kam ein bemalter Passionszyklus zum Vorschein, beginnend mit einer Ansicht von Jerusalem, endend mit einer Darstellung von Christi Grablegung, gemalt in genau jener, italienischen Künstlern noch bis ins 15. Jahrhundert geläufigen und dann in Vergessenheit geratenen Technik, wie sie beim Wandschmuck des Burgturms zu Maienfeld vorgefunden worden war. Ein vermutlich jenseits der Alpen geschulter Maler muss das Gotteshaus von Waltensburg um 1330 ausgeschmückt haben. Sein Name ist unbekannt geblieben – man bezeichnet ihn nun seit einem halben Jahrhundert ganz einfach als den Meister von Waltensburg. Begeistert ist Erwin Poeschel mit seiner Frau und hervorragenden Mitarbeiterin hinaufgestiegen in das hochgelegene Vuorz, das freigelegte Fresko in Augenschein zu nehmen. In der NZZ berichtete er hernach davon, fand es wahrhaft bewundernswert, *«mit welch frommen Eifer hier eine Berggemeinde sich bemühte, durch die Farbe ihrer Kirche etwas von einer Schönheit zu geben, deren der karge Bau selbst ermangelte»*.

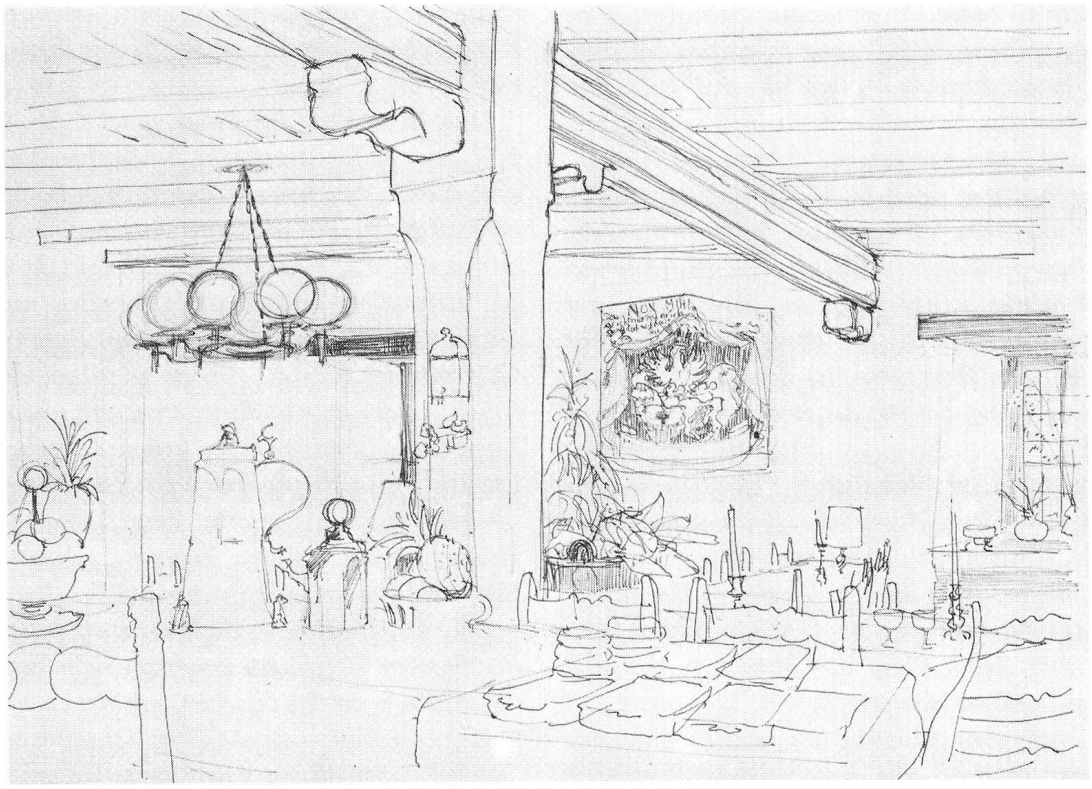
Viel ist über den Meister von Waltensburg seither gerätselt und geschrieben worden. Mit einer Arbeit über ihn erwarb sich der Basler Studiosus H. Reichel 1959 den Doktorhut. 1965 liess Alfons Maissen, Chur, in seiner ausgezeichnet redigierten Zeitschrift «Radioscola», eine reichbebilderte Studie mit dem Titel «Il meister da Vuorz, in pictur dil temps miez entuorn 1330», aus der Feder des in Waltensburg selbst ansässigen Martin Caveng einrücken.

Mehr und immer mehr Werke, welche mit grosser Wahrscheinlichkeit diesem vermutlich einheimischen Künstler der Frühgotik oder allenfalls einem seiner Schüler, zugeschrieben werden dürfen, sind innert kurzem zum Vorschein gekommen. Er muss als Wandermaler umhergezogen sein wie nachmals der Schulmeister und begabte Dekorationsmaler Hans Ardüser (1557–1614) und hat etwa zehn Kirchen und Kapellen ausgeschmückt: St. Martin in Ilanz, St. Georg bei Rhäzüns, Clugin und Casti im Schams, Lenz, Lüen im Schanfigg; er pinselte in der Magdalenenkapelle zu Dusch im Domleschg, ja selbst in der Kathedrale von Chur und auf der Luzisteig. In all diesen Gotteshäusern hatte der Waltensburger-Meister auftragsgemäss biblische Themen und fromme Legenden darzustellen, nicht aber im Maienfelder Burgturm. Dort durfte er seiner Phantasie freien Lauf lassen. Donat von Vaz, der Letzte seines Geschlechts, dahingegangen 1337, war mit grösster Wahrscheinlichkeit sein Auftraggeber, ein höchst freimütiger, kühner Kerl, der den Künstler vermutlich schalten und walten liess nach Herzenslust. Weinlese und Raufszenen, Ritter und Damen beim Spiel, franke Episoden aus der Dietrichsage, aus der Geschichte Samsons, exotische Tiere, sagenhafte Vögel, Blumenranken und Ornamente hat der Künstler vor Jahrhunderten mit kräftigen Farben und emailartigem Glanz auf die Wände und in die tiefen Fensternischen gepinselt, zweifellos mit dem grössten Vergnügen. Und immer wieder mag er Zuschauer gehabt haben, Ritter, Frauen und Kinder, Knechte und Mägde, welche neugierig zu dem Wundermann emporkletterten (der Zugang zu den Turmgemächern lag damals im dritten Geschoss an der Südwestwand), seine Schöpfungen zu bestaunen. Was mögen diese Szenen vorzeiten diesen Raum verzaubert haben! Sehr viel ist von all der kurzweiligen Zier freilich nicht geblieben. Schade dennoch, dass die Fragmente dieser ältesten profanen Wandbilder Graubündens heutzutage kaum mehr oder doch höchstens noch schwindelfreien Fachleuten zugänglich sind. Ich selber habe sie leider nicht mit eigenen Augen gesehen.

Bestimmt aber sah sie noch zu Rahns Zeiten jene bemerkenswerte Dame aus dem Schloss Salenegg, das schreibgewandte gediegene Fräulein Maria von Gugelberg-von Moos. Ihre Studie «Zur Geschichte des Schlosses Maienfeld» erschien, als sie schon achtzigjährig war. Das Schloss mag sie schon von Kindheit an fasziniert haben, nicht zuletzt wohl auch, weil in dem prachtvollen Heim ihrer Väter mehrere, grossenteils wohl niemals noch veröffentlichte Gemälde des Schlosses Brandis an den Wänden hangen. Auch waren ihr die Aufzeichnungen des Chronisten Bartholomäus Anhorn (1566–1640), der sechsundzwanzig Jahre lang das Pfarramt in Maienfeld versehen hatte, wohlvertraut. Sie erwähnt ohne nähere Angaben sodann «die weiterführenden Untersuchungen» eines Heinrich Lorenz Gugelberg-von Moos, vermutlich eines ihrer Angehörigen, den sie als Kind noch persönlich gekannt haben mag. Er lebte von 1780–1846 und war, laut den äusserst knappen Angaben des Historisch Biographischen Lexikons der Schweiz, «Landammann, Bundesstatthalter, Tagsatzungsgesandter, Historiker». Seine Aufzeichnungen über das Schloss Maienfeld liegen vermutlich nur im Manuskript vor.

Bemerkenswert an ihrer Studie ist die anmutige Ausführlichkeit, mit welcher sie die Malereien im Turm beschreibt. Sie hat dabei oftmals wörtlich, oder nur wenig modifiziert, Rahns Formulierungen übernommen, lässt jedoch stilistische Überlegungen des Kunsthistorikers weg und formuliert charaktervoll, und spürbar aus eigener Anschauung, auf ihre Weise. Geben wir ihren Text nachfolgend wieder:

«Aus drei Gruppen verschiedenartiger Zierden», schreibt sie, setze sich der Schmuck des Turmgemaches zusammen, das die Südostecke des vierten Stockes einnehme: «Die erste Hälfte besteht aus Bildern, welche die westliche Hälfte der südlichen und den anstossenden Teil der Westwand schmücken, die zweite in buntfarbiger Musterung mit verschiedenartig verzierten Quadern schmückt den nördlich folgenden Eckraum, und wieder in besonderer Bemalung – weisse Stoss- und Lagerfugen auf grauem Grunde – befindet sie sich an der östlichen Hälfte der Nordwand und in den an der Ostseite befindlichen Fensterkammern.



Schloss Brandis – Rittersaal

Eine dritte Gruppe von Bildern sind die, welche Simsons Geschichte erzählen; sie schmücken die Wölbungen der Nischen, mit denen sich die beiden in diesem südwestlichen Eckraum befindlichen Fenster öffnen.

Die vornehmste Bedeutung kommt den Bildern zu, von denen bisher nur die des südlichen Fensters bekannt gewesen sind. Jetzt sind noch solche in den Nischen der nächstliegenden im Westen und auf ihren beiderseits anstossenden Wandflächen gefunden.

Das erste Bild der Südwand ist wohl als Folge der Weinlese zu deuten, die unmittelbar daneben zum Schmuck der Fensternische gehört. Von den folgenden scheint sich herauszustellen, dass ihnen die Dietrichsage zugrunde liegt.

Alle stilistischen Merkmale, wie die Übereinstimmung, die in Tracht und Bewaffnung mit Bildern der Manesseschen Liederhandschrift besteht, weisen auf den Anfang des 14. Jahrhunderts hin.

Bei dem ersten Bilde ist der Hintergrund durch eine gezinnte Mauer begrenzt, links vom Beschauer, wo Würste und ein Schinken an einer Querstange hangen, lagert ein Fass mit Beil und Holzschlägel darauf. Ein knieender Alter hat es angestochen, um ein grosses, gereiftes Henkelgefäss zu füllen. Er schaut zurück zu dem Jüngling, der aus einem Becher trinkt und auf zwei vor ihm Stehende weist. Diese bartlosen Gesellen zur Rechten vom Beschauer, deren einzige Bekleidung aus einer weiten Kniehose besteht, sind über dem Würfelspiel ins Raufen geraten. Sie packen sich gegenseitig am Schopf und zerkratzen sich mit der anderen Hand das Gesicht. Zwischen ihnen steht ein Tisch mit drei Würfeln, dem Würfelbecher, und ein Schuh darauf. Der Beinling einer Strumpfhose hängt überdies vom Tische herab. Diese Szene ist wohl als Folge der Weinlese zu deuten, die unmittelbar daneben zum Schmucke der Fensternische gehört. Die Mitte, wo sich oben ein vermauertes Gelass befindet, ist zerstört, nur die seitlichen Figuren sind erhalten, die eines Jünglings zur Linken, der in einer hohen, gelben Kufe die Trauben verstampft. Er ist farblos bis auf die gelben Haare,

wie sein Genosse, der unter ihm steht. Der Winzer gegenüber trägt schwarzes Gewand, mit enganschliessenden Ärmeln und langer Kapuze. Der charakteristische Kopf hat geistlichen Anstrich, doch fehlt die Tonsur auf den gelben Haaren. Weinreben von riesigem Wuchs rahmen die Figuren ein. Ihre Stämme sind hellrotbraun, die Trauben dunkelblau, Blätter und Hintergrund gleichmässig hellgrünlichgrau. Der Ritter, der nicht kämpfen will, auf dem Gegenstück, ist Dietrich von Bern, und der ihm Gegenübersitzende ist Ecke, der mit der Rechten ein Schwert erhebt.

Ein schmaler Wandstreif zwischen diesem Fenster und der Südwestecke ist mit einem Baum gefüllt, der auf knolligem Boden steht. Unmittelbar daneben folgt an der Westwand das zweite Bild aus der Dietrichsage. Eine Grundmauer ist oben von einem Rund durchbrochen, das sich mit achtteiliger Rosette öffnet. Darunter, wo zwei Bäumchen wachsen, kniet der Jüngling mit langem, um die Taille gegürteten Gewande. Er hat die Arme vor der Brust gekreuzt und neben ihm steht eine Dame, wohl die Königin auf dem Drachenfels, der Dietrich seinen Sieg über Ecke verkündet. Dietrichs Zweikampf mit Fasold schildert das dritte Bild, das die rechtwinklig anstossende Wandung des Fensters schmückt. Zwei bartlose Männer fechten mit Schwert und Buckel ihre Sache aus. Beide sind mit einer gegürteten Tunika bekleidet.

An der Fensterwage gegenüber sind zwei Tiere gemalt. Zur Linken schreitet mit aufgerecktem Kopf ein Elephant, der einen Turm auf dem Rükken trägt. Ein Männlein mit Tunika bekleidet, steht davor mit einer dünnen Stange, einem Speer oder Stachel, dessen Enden sich nicht mehr erkennen lassen. Dietrich und Fasold mit einem Elephanten, ohne freilich das Nähere auszuführen, was die Sage darüber berichtet. Und wieder so als blosse Anspielung auf das folgende Abenteuer ist der Greif zu deuten, der scheinbar vor dem Elephanten flieht, tatsächlich aber den Drachen vertritt, von welchem Dietrich und Fasold den Sintram befreiten. Zwischen beiden Tieren öffnet sich eine viereckige Nische, wie eine solche in der Kammer des Südfensters (Weinlese) vermauert ist. Auch dieses kleine Gelass war ausgemalt, aber die farbigen Spuren lassen keinen Rückschluss mehr auf die Art seines Schmuckes zu.

Den Beschluss der Folge macht das fünfte Bild, das auf der Steinfläche zur Rechten des Fensters steht. Über dem wellenförmigen Boden öffnet sich zu äusserst rechts der Ansatz einer Rundbogentüre; was sich zwischen ihr und dem Fenster befand, ist grösstenteils zerstört, nur der obere Abschluss hat sich erhalten. Ein von der Ostkante des Fensters ausgehender Bau mit drei leeren, niedrigen Rundbogenfenstern und einem Ziegeldach, das die Zinnen krönt. Zwischen den letztern lugen die Büsten und Köpfe von Zuschauern hervor, darunter eine Dame, die ihr Hündchen hält. Keine Figuren, sondern nur Bäume haben darunter gestanden.

Eine dritte Gruppe von Bildern sind die, welche Simsons Geschichte erzählen. Sie schmücken die Wölbungen der Nischen, mit denen sich die beiden in diesem südwestlichen Eckraum befindlichen Fenster öffnen. Die Darstellungen in der westlichen Fensterkammer zeigen den Helden jugendlich, mit langen Haaren, wie er rittlings auf einem Löwen sitzt und ihm von hinten den Rachen zerreisst. Das andere zur Linken schildert den Kampf, in dem er die Philister besiegt. Gestirnter Himmel und die Krone eines Baumes, die von links herüberneigt, bilden die Tiefe.

In der Wölbung des andern Fensters ist auf dem Schosse der bösen Delila der baumlange Riese mit seinen winzigen Armen und Beinen eingeschlafen, indes ihn jene mit einer Schafschere des üppigen Haarwuchses entledigt. Das fünfte Bild links zeigt Simsons Ende am Dagonfest. Darauf weist der graublaue Turm, in dessen Pforte der Kopf eines gelb gekleideten Mannes erscheint. Dieser Bau, der schief zu der Kante steht, muss der Tempel sein, unter dem sich der Held mit seinen Feinden begrub, und auch diese sind dargestellt als ein Jüngling mit gelbem Lokkenhaar und einer Frau mit weissem Schleier, die beide als Büsten aus den Scharten lugen. Dunkelrotbraun, wie das Dach, ist auch sein Knauf. Der Hintergrund hellgrünlichgrau und ebenso die Weitung des Torbogens. Eine weisse, braunrot konturierte Borte mit fünfblättrigen Blumen be-

gleitet die Vorderkante der Nische. Der Kern der Blumen ist rot, die Blätter sind schwarz».

Dies also die Schilderungen der Maria von Gugelberg, soweit sie die Malereien des Waltenburger-Meisters oben im Maienfelder Schlossturm betreffen.

Herausgeber des Bündnerischen Monatsblattes war damals Friedrich Pieth (1874–1945). Der kurze Schluss von Maria von Gugelbergs Schloss-Geschichte erschien am 15. April 1918. Sie hat ihm, vielleicht auf Anregung Pieths, zwei Nachträge beigefügt, einen sachlichen und einen köstlich romantischen, welche beide man sonst nirgendwo lesen kann. So seien auch sie hier noch im vollen Wortlaut zitiert.

Maria v. Gugelberg schreibt:

«Im Jahre 1908 liess der jetzige Besitzer des alten Schlosses den Turm mit einem Dache nach alten Vorbildern versehen, den Torkel daneben erhöhen, einen grossen Saal darin anlegen, mit dem Turme in Verbindung bringen und das Turmzimmer im zweiten Stock, das nun als Restaurant dient, mit Bündnerwappen ausmalen. Schlossermeister Anton Mooser von Maienfeld, ein tüchtiger und eifriger Heraldiker, hatte bei dem Besitzer und dem leitenden Architekten darauf gedrungen, die Wappen beschafft, skizziert und die richtige Anordnung derselben getroffen; aber bedauert, dass der ausführende Maler es damit in heraldischer Beziehung nicht so genau genommen hat, als es hätte geschehen sollen.

Am Gewölbebogen der Fensterkammer sind die Wappen der Regenten Brandis-Aarburg. In der Fensterkammer die der Dynasten: Rechts: Vatz, Belmont, Montfort, Werdenberg-Sargans; Aspermont (freiherl.), Neuburg. Links: Mätsch, Toggenburg, Montalt, Werdenberg-Heiligenberg, Räzüns, Hohensax. Rechts von der Kammer an den Wänden der Dienstadel: Stadion, Haldenstein, Lichtenstein, Aspermont, Faklastein, Unterwegen, Brümsi, Sumerau, Marmels, Bärenburg, Strassburg, Buwix, Schauenstein, Klingenhorn, Ehrenfels, Ruchenberg (Ober-), Wynegg, Rincken (v. Baldenstein), Straiff, Ruchenberg (Unter-), Sansch, Gutenberg, Sibberg, Wildenberg. An der Seitenwand die Wappen der 3 Bünde. Dem Dienstadel gegenüber die Wappen der Landvögte von Maienfeld, zirka 200 an der Zahl».

Fügen wir bei, dass Anton Mooser sich mit dieser, wie Maria von Gugelberg sich ausdrückt, «nicht so genau genommenen» heraldischen Zier anscheinend niemals abfinden konnte. 1926 jedenfalls wurde das Turmstübchen gründlich revidiert, das Ärgernis vermutlich übermalt, und es trat – wir erwähnten es schon – abermals der Heraldiker Anton Mooser auf den Plan. Unter seiner Anleitung schuf der Maler Paul Held, Zürich-Malans, in jenem Frühjahr einen neuen, korrekteren Wappenschmuck.

Wir waren mehrmals im Turmstübchen mit seinen sieben (darunter zwei runden) Tischchen; inmitten der imponierende Stützpfosten mit seinem gewaltigen Steinbockgehörn.

Die Inhaber all der sowohl stolzen als kurzweiligen Wappen habe ich, man verzeihe mir die Wiederholung, umherwandernd im Turmstübchen, alle aufnotiert, die achtzehn im Uhrzeigersinn angeordneten, wovon die «Frye von Brandis 1438–1509» und die «Frye v. Aarburg 1443 (?)–1446» als grösste figurieren. Es folgen ihnen die Grafen von Werdenberg, die Fryen von Aspermont, die Graven von Bludenz 949–1160, die von Montfort 1160–1216, die Fryen v. Vatz 1216–1337, die Graven v. Toggenburg 1373–1438, die Fryen v. Belmont und die v. Frauenberg, die Graven von Sax Mosax, die Fryen v. Montalt, v. Hohen Sax, v. Wildenberg, die Graven v. Werdenberg-Sargans, v. Matsch, v. Sargans Vaduz und endlich die Fryen v. Räzünz (!)

In Gegenuhrzeiger-Richtung sind die vielen Ministerialen der obgenannten hohen Schlossherren zur Stelle mit mir zum Teil völlig unbekannten Namen: Trisun, Sateins, Tosters, Mallar, Vaistle, Vitterdegen, Wandy; die Nenzing, welche einen Fisch im Wappen führen, die Antioch mit zwei stilisierten Stieren im Joch, welche nach verschiedenen Seiten auseinanderstreben, die Munch v. Wandelberg mit einem Kuttenmönch im Wappen, die Kapfenstein mit einem angriffigen Hahn, die Sansch mit einem Widderkopf, die Richebach mit einem schwarzen Rind, dessen Füsse auf verschiedenen Hügelchen stehen. Lassen wir es gut sein mit diesen pêle-mêle aufgeführten Namen längst dahingegangener

Geschlechter und wenden wir uns zum letztenmal Fräulein von Gugelbergs Studie über das Schloss Brandis zu.

In einem «Nachtrag» berichtet sie Köstliches aus ihrer Jugendzeit:

«Wie sich an die meisten altersgrauen ehrwürdigen Überreste längst dahingegangener Zeiten und entschwundenen Glanzes allerlei Sagen und Legenden anknüpfen, so ist auch die von dichtem Efeu umsponnene Ruine des alten Schlosses nicht ohne eine solche geblieben. Eine in weisse Gewänder gehüllte Frauengestalt, vom Volksmunde die «Schlüsselifrau» genannt, sollte sich in mondhellen Nächten gezeigt haben, wie sie den Schlosshof, in dem in frühern Zeiten so oft Waffengeklirr und Kriegslärm erdröhnt war und der nun so einsam, still und verlassen dalag, langsam durchschritten und durch den verwilderten Garten auf die Zinne des Frauenturms hinaufgestiegen und dort, vom Lichte des Mondes umflossen, längere Zeit regungslos verharrt haben. Verspätete Wanderer, vom Schellenberg herkommend, wollten die leicht dahingleitende weisse Gestalt auf dem schmalen Wege längs des alten Schlossteiles gesehen, doch jede Begegnung scheu vermieden haben. Nach und nach verstummte das oft gehörte Gerede und die geheimnisvolle Schlüsselifrau des Schlosses ist mit so vielem andern der Vergessenheit anheimgefallen. Immerhin ist sie kein Phantasiegebilde gewesen, sondern eine romantisch angehauchte junge Dame, die bei Verwandten einer unserer Ahnfrauen im Enderlinschen Hause zu Besuch war und sich ein Vergnügen daraus machte, sich, die Vergangenheit ausmalend, in den Ruinen zu ergehen und vom Frauenturm aus die wunderbar schöne, magisch verklärte Aussicht im Mondlichte zu geniessen. Durch ein kleines Gartenpförtchen konnte sie leicht und unbemerkt kommen und verschwinden, so dass diejenigen, die sie etwa sahen, sie für eine gespensterhafte Erscheinung gehalten haben.

Der alte grosse Turm, der so ernst auf die Trümmer an seinem Fusse herabschaut und die poesievolle schöne Ruine vergangenen Glanzes zur alltäglichsten Nüchternheit degradiert gesehen hat und für gespenstige Erscheinungen zu unzugänglich gewesen ist, hat dagegen auf seiner stolzen Höhe jahrelang eine reizende Idylle beherbergt.

Zu Anfang der vierziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts erschien ein Storchenpaar, das Miene machte, sich in der Gegend häuslich niederzulassen und zu diesem Zwecke den Turm mit seinen einladenden Zinnen wiederholt besucht und in Augenschein genommen hat. Um den erwünschten Gästen freundlich und hilfreich entgegenzukommen, hat Stadtvogt Andreas Gugelberg dafür gesorgt, dass einige Männer, wenn auch mit grosser Mühe und Anstrengung, ein altes Wagenrad auf den nordöstlichen Eckpfeiler hinaufgeschafft, dort befestigt und einen Armvoll Reisig daraufgelegt haben; worauf die Störche, die gute Absicht erkennend, sogleich Besitz davon nahmen, ein regelrechtes Nest bauten und es sich bequem machten. Männiglich hatte grosse Freude an dem muntern Vogelpaar, das sich bald ganz heimisch fühlte, die Gegend nach allen Richtungen durchstreifte und viel schädliches Getier vertilgte. Nicht nur die Kinder horchten entzückt auf, wenn die Störche, vor einem Ausfluge oder von einem solchen in ihr Nest zurückkehrend und aufrecht in demselben stehend, mit ihren Schnäbeln so laut klapperten, dass man es überall hörte und meinte, daraus deutlich verstehen zu können, wie befriedigt und glücklich sie sich da fühlten. Im Herbst sah man sie mit Wehmut scheiden und im Frühling erwartete man mit Spannung ihre Rückkehr.

‚Der Storch ist da! Der Storch ist gekommen!‘ so ging es von Mund zu Munde. Der Storch! Denn zuerst erschien derselbe immer allein, untersuchte sorgfältig das Nest und seine Umgebung, und erst nachdem er sich überzeugt, dass alles in Ordnung und zu ihrem Empfang bereit war, flog er wieder davon, um hierauf mit seiner Gemahlin wieder zu kommen und unter dem Jubel von jung und alt, gross und klein seinen Einzug zu halten. Als aber nach Jahren durch die neu angelegten Wuhren der Rhein stark eingedämmt, das Gelände zwischen demselben und dem Mühlbach immer trockener und die Beschaffung der Nahrung für ihre Brut immer schwieriger und zudem in dem Turme eine Wirtschaft eröffnet wurde, da hat es ihnen nicht mehr gefallen; auch für sie war die alte Herrlichkeit

dahin und mit dem letzten Storchenpaar ist ein Stück liebgewordener, heimischer Poesie davongeflogen.»

Das alte Fräulein von Gugelberg verschied in seinem 83. Jahre friedlich im Schloss Salenegg, dem Stammsitz ihrer Familie. Ihr Vater, Stadtvogt Ulysses Gugelberg von Moos, ein vielbeschäftigter Ingenieur, war entscheidend beteiligt gewesen an vielen Strassen-, Wasser- und Hochbauten in seiner engeren Heimat und auch an der Bahnlinie Sargans–Chur; ihre Mutter war eine geborene Elisabeth Jecklin von Hohenrealta im Domleschg.

Maria von Gugelberg erwähnt die weisse Frau auf dem «Frauenturm». Das war jene runde, mit Zinnen versehene, in den Mauerring der Burg eingefügte Eckbastion, welche 1860, unmittelbar ehe die schon genannte Familie Tanner das ganze Anwesen übernahm, durch den damaligen Besitzer Robert Riedhauser, zusamt beträchtlichen Teilen der Ringmauer, geschleift wurde, um einen bequemeren Verbindungsweg durch den Schlosshof herzustellen.

Die von ihr erwähnten Rheinwuhren, welche die Störche vertrieb, haben eine lange Geschichte. Die erste sie betreffende Urkunde, unterzeichnet von einem Brandis, dem Abt von Pfäfers und der Gemeinde Ragaz, stammt vom Jahre 1474. Ständig suchten die Maienfelder die regellos einherflutenden Wasser des Rheins durch sogenannte Schupf- und Längswuhren auf die linke Talseite zu drängen, zum Ärger und zur Plage natürlich der dortigen Anwohner.

Anmutig liegt das Bauernstädtchen Maienfeld im Gelände der Bündner Herrschaft, mild das Klima, berühmt das Rebgelände, und unterhalb, in geringer Entfernung, fliesst zwischen mächtigen Steindämmen der Rhein gesittet dahin. Wer denkt da noch daran, welch beklemmende Schicksale das Städtchen und sein Schloss einstmals, von seinen Wassern zu erdulden hatten!

Unstet, vielarmig geteilt, suchte sich der Rheinstrom bis tief ins letzte Jahrhundert seinen Weg durch die breite Talsohle, bildete in verheerender Willkür Kies- und Sandbänke, wälzte zwischen Strauch- und Buschwerk, zwischen Ried- und Auenwäldern seine trüben Wassermassen vor sich her, bildete durch Jahrhunderte hin den Schrecken all seiner Anwohner bis hinab zum Bodensee. Angstvoll und planlos errichtete man Wuhren und Dämme, anscheinend schon im Anfang unseres Jahrtausends. Alle hatten sie mit dem Rhein ihre liebe Not. 1788 beklagten sich die drei vorarlbergischen Gemeinden Gaissau, Höchst und Brugg, sie hätten in den vergangenen dreieinhalb Jahren anderthalbtausend Fuder Holz und Steine dazu verwendet, die entsetzlichen Wasser von ihren Fluren abzuwenden; erreicht hätten sie damit wenig bis nichts; sie seien völlig ratlos, hätten ihre Wälder abgeholzt und sähen sich trostloser Verarmung anheimgegeben.

Am Fusse des Falknis hatte man überdies unablässig auch gegen den ungebärdigen Mühlbach, gegen die bösartige Loch- und Pardellrüfi anzukämpfen.

Eine ganz schlimme Katastrophe suchte Maienfelds Bewohner heim im Jahre 1542, als sie seit Jahren schon unter der Oberhoheit der Drei Bünde standen. Durisch von Capol war damals ihr Vogt. Der Rhein schoss hoch und reissend daher, zerstörte sämtliche mit unsäglicher Anstrengung geschaffenen Schupf- und Längswuhren, schwemmte die zum Schloss gehörende Mühle und die Stampfe fort, begrub unter Kies und Schlamm unzählige Pünten und drang mit seinen trüben Fluten endlich wahrhaftig hinan bis an die Mauern des Schlosses.

1612 vernichtete der Rhein die sog. Untere Zoll- oder Tardisbrücke, die älteste Fahrverbindung zwischen Graubünden und dem Sarganserland, welche der Ragazer Tardis (Medardus) Heinzenberger 1528/29 dicht unterhalb der Landquartmündung erstellt hatte. Sie gehörte den Maienfeldern; der Schlossvogt setzte Heinzenberger dort als Brückenwart und Zolleinnehmer der Drei Bünde ein.

Ende Juni 1762, als der Vater des Dichters Johann Gaudenz v. Salis-Seewis Vogt der Drei Bünde in Maienfeld war (er wohnte in den beiden Jahren seiner Amtszeit selbstverständlich auf seinem Schlosse Bothmar in Malans), zerstörte der Rhein drüben in Ragaz 42 Häuser.

Noch 1834 mussten die Maienfelder den Müller und seine Familie mit einem Kahn aus ihrer überschwemmten Behausung retten. Unermess-

lichen Ärger hatte man mit dieser Mühle im Laufe der Zeit; sie wurde wiederholt an immer wieder neuem Standort auferbaut und kam endlich, 1596, als sie Mehl auch für die andern Dörfer der Bündner Herrschaft zu liefern hatte, an ihren jetzigen Stelle zu stehen, war aber, ehe der Rhein endgültig in sein Bett gezwängt worden war, noch im letzten Jahrhundert auch dort noch bedroht. Nachdem das Schloss gänzlich unbewohnbar geworden war, nahmen übrigens Landvögte aus entfernten Talschaften zuweilen ihren Wohnsitz in dieser Mühle.

Unfasslich, was von unseren Altvordern an Körperkraft geleistet wurde, bis die mächtigen Steindämme den wilden Bergstrom endlich gebändigt hatten! Von sechs bis zwölf Paar Ochsen oder auch von stämmigen Pferden gezogen, wurden tausende von Fuhren, beladen mit Baumstämmen und ofengrossen Steinbrocken hinunter zum Rhein gebracht. Der beaufsichtigende Werkmeister hatte sich noch in den Sechzigerjahren des letzten Jahrhunderts mit einem Stundenlohn von 23 Rappen zu begnügen. – Tangiert von den wilden Wassern waren natürlich auch das Fürstentum Liechtenstein und Österreich. Erst um 1900 war das Riesenwerk der Rheinregulierung mit all seinen Binnenwässerkorrektionen, den zahlreichen Sammel- und Entsumpfungskanälen beidseits des Stroms, vom Domleschg her bis zum Bodensee, vollendet.

Noch während der Eindämmung der tyrannischen Wasser übrigens fuhren mit Waren und Fahrgästen beladene Flosse jeden Dienstag und Freitag ab Chur rheinabwärts, hatten Öl, Reis, Wein, Käse, Bretter, Schindeln und alles Mögliche sonst noch geladen. Verwegen stakten die Schiffer ihr Gefährt mit langen Stangen zwischen tückischen Sand- und Kiesbänken, zwischen Busch- und Auenwäldern dahin bis nach Rheineck, wo die primitiven Kähne entladen und dann in ihre Bestandteile zerlegt wurden.

Immer wieder vor seiner endgültigen Bändigung war der Rhein, besonders im Winter, auch wasserarm, war «fürtig», das heisst er konnte dann in seiner breiten Talsohle auf Pferden oder sogar zu Fuss ohne grosse Schwierigkeit passiert werden.

Übrigens, was die Leute der Bündner Herrschaft an Kraftakten auch abgesehen von den Wuhrarbeiten am Rhein, zu welchen die leidige Wuhrglocke sie nur allzu oft rief, fallweise zu leisten hatten, erhellt auch aus folgenden Beispielen: 1606 wurde von Malans her ein gewaltiger Balken über missliche Pfade nach Maienfeld geschafft; ihn zu transportieren rackerten sich über dreihundert Mann ab. Den zum Torkel in ihrem Schloss bestimmten Kastanienbaumstamm vom Walensee her liessen die Herren von Salenegg im Jahre 1656 von fünfzig (andernorts ist gar die Rede von achtzig) Ochsen aus dem Sarganserland durch den Rhein schleppen. – Der von dem berühmten Winterthurer Ofenbauer Daniel Pfau 1638 gebaute Ofen im Saale des Schlosses Salenegg war, laut Waldburger, drei Jahre unterwegs «und zwar auf dem Wasser, zuerst Glatt abwärts, dann Rhein aufwärts», bis er endlich in Maienfeld eintraf.

Johann von Tscharner: Alle drei. 1921. Öl. 90 x 71 cm
Eigentum der Schweizerischen Eidgenossenschaft, deponiert im Bündner Kunstmuseum Chur